

Friedrich Ernst Peters

Rundfunkhörer in Form

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Rundfunkhörer in Form

Friedrich Ernst Peters

Rundfunkhörer in Form

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Erschienen in Print:

Friedrich Ernst Peters: *Im Dienst der Form. Gesammelte Aufsätze*. Göttingen : Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, 1947, S. 85-93.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:

Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5777/>

URN <urn:nbn:de:kobv:517-opus-57777>

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57777>

Als der Rundfunk noch in seinen Anfängen stand, erwarb mein Vetter Christian als erster Einwohner Luhnstedts ein Empfangsgerät, das trotz seiner Bescheidenheit im Dorf ein großes Wunderwerken hervorrief. Als Vorhut des später einsetzenden Zustroms der Neugierigen erschienen bei erster Gelegenheit, und das heißt: am Vormittag des Sonntags, der dem Kauf folgte, in der Junggesellenstube des Veters ein paar nahe Freunde, um sich mit Klängen aus dem Äther bewirten zu lassen. Der Vetter fühlte sich aber gehalten, selbst unter diesen außergewöhnlichen Umständen an der sonst üblichen Art einer handfesteren Bewirtung nichts zu ändern. So stellte er zunächst die Branntweinflasche auf den Tisch, schenkte ein, erledigte das fällige „Sundheit“ und machte sich dann erst an seinem Apparat zu schaffen. Ich kann mir wohl denken, dass er seine Zurüstungen mit der überlegenen und geheimnisumwitterten Gelassenheit des zünftigen Geisterbeschwörers betrieben hat. Wie es nun aber oft zu geschehen pflegt, dass gerade Rundfunkdarbietungen, zu denen man als Gast geladen wurde, in einem fürchterlichen Rasseln, Pfeifen, Fauchen, Knattern und Brummen zur großen Verlegenheit des Wirtes nahezu untergehen, so ergab sich auch hier ein Übelstand. Weder verzwickte Schaltungen noch auch nur einfaches gutes Zureden konnten den Apparat dazu bewegen, den Gottesdienst aus der Universitätskirche in Kiel durch eine andere Darbietung zu ersetzen. Da man sich aber einmal zum Zwecke des Radiohörens zusammengefunden hatte, so gaben sich alle damit zufrieden. „*Do hörn wi de Predigt,*“ erzählte mir der Vetter später, „*Minsch, un de Köömbuddel stünn dorbi op’n Disch.*“¹

Ich kann mir wohl denken, wie es dabei zugegangen ist. Die Zuhörer mögen, vom großen Staunen getrieben, dem Geistlichen manch „Dammija“ und „Verdorija“ in die Predigt eingestreut

¹ Die Schreibung ist derjenigen der *Baasdörper Krönk* von F.E. Peters, herausgegeben von Wolfgang Lindow und Paul Selk (Husum, 1975) angeglichen. Die Herausgeber der *Krönk* haben nach eigenen Angaben die Rechtschreibung „behutsam vereinheitlicht“, so dass die „Eigenart der Mundart im Raume Rendsburg deutlich geblieben“ ist (Nachwort, S. 318). Die Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung von Johannes Sass wurden berücksichtigt. [Anm. d. Hrsg.]

haben. Dann sind sie ob der ungewollten Blasphemie doch erschrocken, eine Verlegenheit ist heraufgestiegen, der nur mit einem Achselzucken und dem erneuten Griff zum Schnapsglas begegnet werden konnte. Hierauf haben sie sich wie die ertappten Schulbuben angegrinst, mit den Augen gezwinkert und ein Schlückchen genommen. Ich kann das ganze Bild rekonstruieren nach den Gebärden, mit denen Vetter Christian seine Worte begleitete: „Do hörn wi de Predigt, Minsch, un de Köömbuddel stünn dorbi op'n Disch.“ Sie bestätigten die Unvereinbarkeit dieser Dinge; sie enthielten das Geständnis einer Ungehörigkeit, versuchten dabei aber, die Verantwortung zum mindesten halb der neuen Erfindung zuzuschieben.

Hier lag die völlig überlegungsferne, einfache und unmittelbare Reaktion eines natürlich empfindenden Menschen vor. Nun stutzt das Gefühl zwar sehr leicht, gibt jedoch seine Einwände bald auf, wenn es der Gewöhnung unterworfen wird. Diese Gewöhnung habe ich über mich ergehen lassen; aber immer wieder von Zeit zu Zeit möchte das Gefühl für das Schickliche diese oder jene Rundfunksendung unterbrechen, weil sich etwas Ungehöriges ereignet. Da schilt man dies Gefühl einen Reaktionär und verdächtigt es der wohl grundsätzlichen, aber unbelehrbaren Feindseligkeit gegen jede Neuerung. Weil es jedoch so kläglich wie überzeugungstreu seine Einwände immer wiederholt, schickt man ihm aus Mitleid eines Tages den Verstand zu Hilfe, damit dieser es mit fasslichen Gründen stütze.

Am Anfang der Neuzeit steht ein verwandeltes Verhältnis zum Raum. Kolumbus und Kopernikus waren Genossen einer Zeit, in der alles in Bewegung kam. Drei alte Karavellen, die auf behaglichen kleinen Reisen müde und lahm geworden waren, befeuerte der Genuese derart, dass sie in ihren alten Tagen wurden, was sie nie gewesen waren: Sturmvögel, die ins Unbekannte hinausschossen. Mit ihnen wollte ein Feuergeist, der allen Einsprüchen der Vernünftigen nichts entgegensetzen konnte als die

Unbedingtheit seines Glaubens, die Wunder des unbekanntes Raumes erfahren. – Kopernikus, Seemann auch er, riss die Erde von ihrer schweren Ankerkette los und machte sie zu einem Schiff, das seitdem getreulich seine Route im Himmelsraum abfährt.

Dem Kopernikus folgten als nächste Nachfahren Kepler, Galilei, Giordano Bruno, Pascal, Leibniz, Männer also, denen die Erforschung des unendlichen Raumes eine reine und leidenschaftliche Arbeit des Geistes war. Wie aber stand es um jene anderen, die als Tätige, als Umgestalter des Weltäußeren den Raum der Erde zu durchdringen suchten? Kolumbus fühlte neben den Lockungen des hohen Abenteurers als ein echter Christophorus noch die Verpflichtung, das Kind Jesus über das große Wasser zu tragen. Den Konquistadoren aber waren das Wichtigste die Reichtümer, die der neugewonnene Raum barg. Und wenn man ihre Reihe den andern gegenüberstellt, die sich so überschwänglich wie bedacht, so kühn wie fromm in den Himmelsraum hinausschnellten, dann zeigt sich wieder, wie sich jedem Werk, das mit der Erde zu tun hat, notwendig *Erde* andrängt, was in diesem Falle auch dann noch Unrat bedeuten will, wenn der Unrat im allgemeinen Sprachgebrauch Gold heißt.

Kolumbus hatte auf seinen endlosen Fahrten erfahren müssen, dass Raum nur unter Opfern an Zeit gewonnen werden kann. Raum und Zeit sind ja voneinander nicht unabhängig; vielmehr liefern sie in ihrem Ineinander- und Durcheinanderwirken das Gewebe der Bedingungen, die dem Leben auferlegt sind, und als später der Rausch der Raumbeziehung nur noch dem einzelnen jungen Seemann erstrebenswert schien, das eigentliche Ziel der großen Fahrten aber die Reichtümer der fremden Räume waren, da prägten die Engländer den tiefsinnigen Spruch: „Zeit ist Geld“. Seitdem ist über ein Jahrhundert lang immer schnellere Raumüberwindung durch immer andere Mittel wesentliche Arbeit der Erfinder geblieben, und das nie aussterbende „reinliche“ Abenteuerertum konnte sich seine Freiheit nur wahren, wenn es sich mittelbar der Weisheit „Zeit ist Geld“ unterordnete.

Mit der Erfindung des Telefons gelang es zum ersten Mal, den Raum und seine Forderungen überhaupt auszulöschen. Dem Menschen war – wenn man mir zur Bezeichnung eines verwirrenden Sachverhalts den widersprüchlichen Ausdruck hingehen lassen will – eine partielle Allgegenwart gegeben, die später vom Rundfunk in einer bewunderungswürdigen Weise erweitert wurde, ohne dass es ihm möglich gewesen wäre, den Teilcharakter dieser Allgegenwart zu beseitigen. Hatte das Telefongespräch sich auf die gedrängte und nüchterne Erörterung tagesgeschäftlicher Angelegenheiten beschränkt, so übernahm der Rundfunk außer der Nachrichtenübermittlung sofort auch eine geistige und seelische Fürsorge, bei der sich dann die Ausschaltung der Zeit auf verhängnisvolle Weise bemerkbar machen kann. Man begibt sich nach Berlin in die Philharmonie, ohne damit sein Zimmer in Buxtehude aufgeben zu müssen. Die Hausfrau freut sich, dass sie während des Konzerts Strümpfe stopfen kann, und wenn sich dies noch ziemlich harmlos ausnimmt, so wird doch die Sache gleich bössartiger, wenn der Hausherr am Sonntagmorgen während des Rasierens durch die geöffnete Zimmertür eine Bach-Cantate hört. Solche Hörereien sind Ungehörigkeiten, deren Beispiele sich ohne Anstrengung häufen ließen. Wer mit etwas Phantasie begabt ist, kann sich leicht Bilder ausmalen, vor denen sich sein Gesicht in Ärger verzerren möchte. Aber das Wild-Groteske der einfachen Vorstellung schon lässt ihn nach einem Übergang ratlosen Grimassierens in ein großes Gelächter abgleiten.

Die Anwesenheits-Simultaneität, welche der Rundfunk dem Menschen freigibt, ist diesem nicht ohne weiteres zuträglich. Die künstlerischen Darbietungen des Senders fordern für guten Empfang dringender noch als Leistungsfähigkeit des Gerätes vom Hörer eine festliche Vorbereitung, eine innere Bereitschaft, die sonst allmählich herbeigeführt wird durch das Umkleiden, durch den Weg zum Konzertsaal, durch eine Haltung, zu der ihn sein Eintritt in eine erwartungsfrohe Gemeinschaft verpflichtet. Wenn man sich aber ohne Überleitung aus der banalsten Situation und

ödem Geschwätz in den Schlusschor der 9. Symphonie versetzen lassen kann, so ist das gefährlich, nicht zwar für die Symphonie – die kann es aushalten – aber für die Seele des Menschen. Eine kaffeetrinkende Gesellschaft, in der plötzlich das Bedürfnis nach Tanzrhythmen aufgesprungen ist, wird notwendig komisch entsetzt tun müssen, wenn der genötigte Apparat statt eines Tango eine Ode von Hölderlin hergibt. Sie war ja eingestimmt, vorbereitet, aber nicht auf eine Ode, und nun wird sie glauben, dass dieser Friedrich Hölderlin ein Tölpel ist, der sich bei jedem Auftreten lächerlich macht.

Dabei hat der Rundfunk große Anlagen, seine Herkunft aus den streng rationalisierten Gebieten der Technik vergessen zu machen. Es kann geschehen, dass die klingende Stimme sich von der Vorstellung ihrer Gebundenheit an einen sprechenden Menschen vollkommen löst, dass sie sich entstofflicht, zur *Stimme* schlechthin wird. Von der Technik führt sehr wohl auch ein Weg ins Übersinnliche, in einen Zustand, der vom Menschen zu sagen erlaubt: „Und er hörte eine Stimme“. Das aber ist ein seltener Glücksfall, und es kann nicht anders sein, weil in den Raum, der das Gerät beherbergt, jederzeit alle Gerüche und Geräusche des Haushalts oder auch der Straße kindlich-pausbäckig und mit dem guten Gewissen ihres unbestreitbaren Lebensrechtes einbrechen können. Wer „Stimmen“ hören will, der muss sich entweder ins Kloster oder in die Wüste begeben. Die Hausgemeinschaft gestattet es ihm nicht.

Ganz nebenher sei hier auf eine Aufgabe hingewiesen, die, wie viele andere, noch zu lösen ist. Der Kopfhörer, der den Menschen in eine sozusagen intelligible Gemeinschaft einführte, schloss ihn gleichzeitig aus der empirischen Hausgemeinschaft aus. Demgegenüber war der Lautsprecher nicht nur eine technische Verbesserung, er wurde auch für das Sehnen und Streben der Zeit insofern Symbol, als er die Hörergemeinschaft ermöglichte. Seither hat der Gemeinschaftsempfang große Bedeutung gewonnen. Wenn er aber seine Wirkung tun soll, so bedarf es, beispielsweise in der

Herrichtung des Empfangsraumes, immer noch besonderer Vorkehrungen, die sich als Isolierschicht zwischen die Tagesarbeit und die Stunde des Hörens legen müssen. In der Hausgemeinschaft aber erweist sich der Lautsprecher gar zu oft nur als Störenfried. Hier gilt es, eine „Form“ zu finden, und wie die Hausväter einer früheren Zeit die Hausandacht selbst noch in ein äußerst betriebsames und geräuschvolles Hauswesen würdig einzufügen wussten, so muss sich auch ein wirklich gemeinsamer Rundfunkempfang ausbilden lassen.

Die Anwesenheits-Simultaneität, in der das Individuum die ungebührliche Fähigkeit erlangt, sich *doch* zu teilen, bleibt auch dann bedenklich, wenn es nicht um künstlerische Darbietungen geht. Einen letzten kleinen Rest bösen Gewissens kann alle Gewöhnung nicht beseitigen, und immer wieder klagt den Rundfunkhörer eine schüchterne Stimme an, er habe sich als Bürger von Buxtehude die Teilnahme an einem Ereignis in Stuttgart doch eigentlich ergaunert; denn nach den Absichten der Natur sollte der Mensch jede Raumüberwindung mit einer körperlichen Anstrengung bezahlen. Außerdem ist mit jeder Bewegung im Raum ein gewisses Risiko gesetzt, und der Rundfunk kann in Lebenslagen hineinführen, die eine Gefahr in sich bergen. Da wird der Hörer zu einem Menschen, der alles einheimen, aber nichts einsetzen will, und wenn er ein empfindsames Gewissen hat, muss er sein Tun zuweilen unmoralisch heißen.

In einer besonderen Weise scheint das Leben des Geistes dem Raum, das der Seele der Zeit zugeordnet zu sein. Das seelische Geschehen erstarrt nur sehr selten zu dem, was man mit vollem Recht einen Zustand nennen könnte. Meist ist es ein unausgesetztes Gleiten von der einen Lage in die folgende, das sich nur in der Zeit verwirklichen lässt. Die Bewegung des Menschen von einem Ort zum andern, die Überwindung des Raumes also, fordert gemeinhin Zeit, und dies muss so sein, damit der zu erreichende ferne Ort die Seelenlage vorfinden kann, auf die er Anspruch hat. Während der

Raumüberwindung bereitet sie sich in kaum merklichen, gleitenden Übergängen vor, und wer sich diesem leichten Zwang freiwillig und wie selbstverständlich unterwirft, der gewinnt damit den Zugang zur rechten Freude des Reisens. Dabei ist natürlich das seelische Kontinuum in seiner Entwicklung nicht selbstherrlich; es wird vielmehr gelenkt von Eindrücken, die ihm das Auge aus dem Raum herzutragt, wie denn ja wieder das Auge dem Raum und das Ohr der Zeit besonders verpflichtet ist. Die Schnelligkeit, mit der heute Ortsveränderungen vorgenommen werden können, kürzt zwar den Prozess der seelischen Entwicklung, der inneren Vorbereitung auf das ferne Ziel erheblich ab, aber sie hebt ihn nicht auf. In der Goethezeit ließ das Tempo der Fortbewegung für die innere Entwicklung eine Gemächlichkeit zu, der wir nicht mehr teilhaftig sind und die wir uns ganz gewiss auch nicht zurückwünschen. Wer morgens in Hamburg den Schnellzug besteigt, kann sich abends in München schlafen legen. Man denke sich, in welche Verwirrung Goethe geraten wäre, wenn ihm dies einmal hätte ermöglicht werden können. Wir Menschen von heute haben die Adaptation an die neuen Methoden der Raumüberwindung ganz vollzogen. Immerhin lässt selbst die Reise im Flugzeug noch Zeit genug für die Angleichung der Seele an die Erfordernisse des veränderten Raums. Und dies ist sehr wesentlich; denn davon ist das innere Gleichgewicht des Menschen in hohem Grade abhängig. Raumbezwungung durch den Rundfunk schließt die Zeit und damit die Vorbereitung für die gebührende seelische Haltung gegenüber dem Neuen aus. Meist ist der Mensch dem neuen Ort dann nicht gewachsen, und weil er der eigentümlichen inneren Verwirrung nicht auf den Grund zu kommen vermag, weiß er nicht zu schlichten, gewöhnt sich an die Unordnung und verroht dabei.

Immer ist zu bedenken, dass der Rundfunk nur eine partielle Allgegenwart geben kann. Mit diesem Geschenk wird aber der Mensch nicht zum Gott, wie es ihm ein berechtigter Stolz auf die neue Erfindung zuerst einreden wollte. Er bleibt durchaus Mensch, und wenn ihn die Technik aus der weisen Abgewogenheit seiner

Fähigkeiten herausstößt, ist er sogar zunächst ein bedenklich geminderter Mensch. Den Sinnen ist eine bestimmte Reichweite zugemessen, und wenn man sich die Ungeheuerlichkeit dessen klarmachen will, was der Rundfunk zulässt, so muss man sich einmal den Mann, der von Hamburg aus einem Boxkampf in Amerika beiwohnt, ganz anschaulich vorstellen mit einem Ohr, das sich über den ganzen Ozean legt und die Schifffahrt in Verwirrung bringt. Goethes eingefleischter Widerwille gegen Instrumente, die den Wirkungsbereich eines Sinnes ungebührlich ausdehnen, erklärt sich aus dem Bedürfnis, den Menschen in Harmonie zu wissen. Dem naturfrommen Weisen schienen alle Sinne in der besonderen Art ihres Wirkens so wohl miteinander in Übereinstimmung gebracht, dass sich eines Frevels schuldig macht, wer an einer Stelle die Schranken des Maßes durchbricht.

Was soll aber geschehen, um den Gefahren zu begegnen? Wollen wir die Sendehäuser sprengen, oder ist es besser, die sämtlichen Empfangsgeräte zu zertrümmern? Wer Derartiges vorschlagen wollte, der würde sich nicht nur lächerlich machen, sondern sich auch dem berechtigten Verdacht aussetzen, er wolle sich feige den besonderen Pflichten und Verantwortungen entziehen, die ihm durch die Technik auferlegt sind. Wenn wir bis jetzt in der Darlegung unserer Gedanken eigenwillige, gewagte und anfechtbare Zuspitzungen und kleine Skurrilitäten nicht gescheut haben, so wird es doch jetzt ganz ernst, wenn die Pflichten in Rede stehen, unter welche die Technik uns beugt. Das besondere Beispiel des Rundfunks mag vielleicht das Auge geschärft haben für das Aufspüren von Verantwortungen, die unserm durch die Technik verwandelten und sich immer noch wandelnden Leben überall eingestreut sind.

Es ist nämlich nicht damit getan, das äußere Leben mit Wendigkeit und Geschick veränderten Bedingungen anzupassen, auch damit nicht, die Handhabung von Maschinen und das dazugehörige Rotwelsch zu erlernen. Veränderte Lebens-

bedingungen stellen nicht nur den körperlichen und geistigen, sondern auch den seelischen Kräften neue Aufgaben. Damit ist kein Weg in die Schwärmerei gezeigt, wie es derjenige glauben könnte, der ganz nur von „heute“ sein will. Vielmehr geht es hier in die Nüchternheit hinein.

Das Wort von den „unbegrenzten Möglichkeiten“ hat seinen Zauber immer noch nicht verloren. Von außen gesehen, scheint es ja auch keine Unmöglichkeiten zu geben. Mein Vetter Christian entdeckte die Möglichkeit, einer Predigt zuzuhören und dabei die „Köömbuddel“ vor sich auf dem Tisch zu haben. In seiner Betroffenheit aber erahnte er zugleich auch, diese Möglichkeit müsse wohl eigentlich eine Unmöglichkeit sein. Es kommt darauf an, die Entlarvung heimtückischer Möglichkeiten sicher und bewusst vorzunehmen.

Viele Menschen leben wie in einem Rausch, seitdem ihnen die Technik immer überraschendere Mittel zur Beherrschung des äußeren Lebens in die Hand legt. Sie sind von der Entwicklung überrumpelt worden, sie befinden sich ein wenig in der Lage des Jungen, der zur Weihnacht einen Stabilbaukasten bekam und darüber seine Humaniora derart vernachlässigt, dass seine Versetzung zu Ostern in Frage gestellt ist. Bei der Schnelligkeit, mit der die Technik vorging, fand der Mensch nicht mehr die Zeit, jede einzelne der Gaben sich auch seelisch zuzueignen. Immer ungestümer verlangt die entstandene Anhäufung, dass sie abgearbeitet werde, bevor die Gleichgewichtsstörung sich verhängnisvoll bemerkbar machen kann.

Es gilt heute als besonderer Ruhm, „in Form“ zu sein. Das Wort ist schön, und wenn man ihm außer der Bezeichnung einer guten Verfassung der Muskel und Nerven noch die weitere Bedeutung auflädt, die es trotz aller Schwere noch kraftvoll und anmutig zu tragen weiß, so kommen wir doch auf den „gebildeten Menschen“ zurück, den man der Lächerlichkeit anheimfallen ließ. Das geschah mit Recht, soweit eine abgelebte Zeit zu den Gebildeten ganz einfach diejenigen zählte, die ihre tägliche Arbeit im Stehkragen

verrichten konnten. Aber ist nicht der Mensch „in Form“ zugleich ein „gebildeter“ Mensch? Und weist nicht das Wort mit edlem Nachdruck darauf hin, dass der Mensch nicht nur ein Gebrauchsgegenstand, sondern auch ein Kunstwerk ist, es zum mindesten sein soll?

Wenn wir dem zustimmen, so ergibt sich, dass wir bei der Lösung der Aufgaben, vor denen wir stehen, Goethes weniger entraten können als je. Wir streben der Ausgewogenheit unserer Vermögen zu, dem Gleichgewicht, der Harmonie. Wohl sind unsere Aufgaben von anderer Art als die, mit denen die Menschen vor 150 Jahren sich auseinandersetzen mussten. Und doch kann uns Goethe dabei eine Hilfe sein, weil es ein vollendetes Beispiel des Menschen „in Form“ nicht gibt.

August 1940.

